

Witold Lutosławski (1913-1994) – Konzert für Orchester

Gebrandmarkt, geächtet, paralysiert – bereits 1948 droht dem Polen Witold Lutosławski das Ende seiner Komponistenkarriere. Der Mittdreißiger gerät ins Visier des „Sozialistischen Realismus“, seine gerade erst aufgeführte Sinfonie Nr. 1 erhält das vernichtende Etikett „formalistisch“. Fortan darf das Werk nicht mehr aufgeführt werden. Der Komponist muss um seine weitere künstlerische Existenz bangen. Zwei Jahre lang kann er sich kaum vorstellen, jemals wieder ein größeres sinfonisches Werk zu schreiben. Er lässt die Zeit verstreichen, schreibt Gebrauchsmusiken, experimentiert erzwungenermaßen mit polnischer Folklore – „stalinistische Brotjobs“, wie er später selbst bekennt.

Doch dann kommt die Wende: Witold Rowicki, ein junger aufstrebender Dirigent, tritt an Lutosławski heran. Er bittet ihn um ein publikumswirksames, repräsentatives Werk für sein gerade neu gegründetes Orchester. Wie aufbauend dieser Auftrag für den Komponisten gewesen sein muss, zeigt Lutosławskis später folgende Widmung in ein gedrucktes Exemplar: „Dem lieben Witek im Gefühl ewig lebender Dankbarkeit: für die Anregung dieses Werk zu schreiben“.

Schon beim ersten Treffen mit Rowicki fängt Lutosławski Feuer. Er entschließt sich, ein „Konzert für Orchester“ zu komponieren, inspiriert von Bartóks gleichnamigem Spätwerk aus dem Jahre 1944. Auf den ersten Blick mutet diese Bezeichnung paradox an – denn eigentlich bedeutet „Konzert“ ja, dass ein oder mehrere Soloinstrumente dem Orchester gegenüber gestellt werden. In einem „Konzert für Orchester“ dagegen können nun theoretisch alle Instrumente solistisch hervortreten, miteinander wetteifern, gegeneinander antreten. Lutosławski fällt darüber hinaus eine weitere grundsätzliche Entscheidung: Er verwendet folkloristisches Material, und zwar in Verbindung mit neoklassizistischen Techniken und Formen. Diese Vorgehensweise hatte er bereits in seinen kleineren „Gebrauchsmusiken“ zuvor erprobt. Ausschließlich Volksliedgut aus Masowien zieht er nun für sein „Konzert für Orchester“ heran – Melodien, die im gesamten Konzert zu finden sind und die Basis sämtlicher Hauptthemen und -motive bilden. Wie er hierbei verfährt, schildert der Komponist später selbst: durch Verknüpfung einfacher diatonischer Bausteine mit chromatischen, nicht-tonalen Kontrapunkten, durch Verschmelzung mit einer nicht-funktionalen, vielfarbigen und wechselhaften Chromatik. Auch rhythmische Umwandlungen und gezieltes Erzeugen von Polymetrik gehören zu den Eigenheiten dieses Stils. Lutosławskis Verfahren, einzelne Motive aus Melodien herauszulösen und durch sequenzielle Wiederholung in kleine zerrissene, kurzatmige Melodien zu verwandeln, lässt sich bereits am Eröffnungsthema der „Intrada“ nachvollziehen – eine weit vorangetriebene Umwandlung des Liedes „A cyje to kuniki“ ... (Und wessen Pferdchen sind dies ...).

Lutosławski verwendet in seinem Konzert Satzbezeichnungen, die der Barockzeit entstammen. „Intrada“ steht für eine Eröffnung festlichen Charakters, die „Passacaglia“ des Finales ist eine beliebte Variationsform des 17. und 18. Jahrhunderts über einem ostinaten Bassmodell.

Erst am 1. August 1954 ist die Partitur vollendet. Allein für das zentrale, großangelegte dreiteilige Finale benötigt Lutosławski zwei Jahre. Die Warschauer Uraufführung unter Rowicki findet am 26. November statt. Die Publikumsreaktionen sind zwiespältig. Einige Zuhörer verlassen geradezu angewidert den Saal, sind mit den musikalischen Neuerungen überfordert. Und doch ist der Erfolg des Werkes nicht aufzuhalten. Im darauffolgenden Jahr bekommt Lutosławski für sein „Konzert“ den Staatspreis erster Klasse verliehen. Spätestens jetzt ist er im Sinne des „Sozialistischen Realismus“ vollständig rehabilitiert. Das Konzert für Orchester wird Lutosławskis meistaufgeführtes sinfonisches Werk und gilt noch heute als virtuosos Paradestück für repräsentative Anlässe. Besondere öffentliche Bekanntheit in Deutschland erlangt übrigens das Motiv der fallenden Sexten aus Lutosławskis „Intrada“: Von Anfang 1969 bis Ende 1987 dient diese Passage als Vorspann des ZDF-Magazins.

Felix Stephan